

JAMES PATTERSON

Die 6. Geisel

Buch

Am helllichten Tag werden die neunjährige Madison Tyler und ihr italienisches Kindermädchen Paola entführt. Wenige Tage später findet die Polizei Paolas Leiche, von dem kleinen Mädchen fehlt jedoch jede Spur. Nur durch Zufall erfährt Lieutenant Lindsay Boxer von der Mordkommission San Francisco überhaupt von diesem Fall. Doch es sind schon mehrere kleine Kinder wohlhabender Familien zusammen mit ihren Nannys verschwunden. Danach herrscht Schweigen! Nichts als erdrückendes Schweigen: Keine Nachricht von den Entführern, keine Forderung nach Lösegeld, keine Mitteilung erreicht Eltern, die Polizei oder Presse. Die Angst geht um und jeden quält dieselbe bohrende Frage: Welches Kind ist das nächste Opfer? Und was wird mit ihm geschehen?

Lindsay Boxer ermittelt wie besessen, aber erst ihre Freundinnen vom »Women's Murder Club« bringen sie auf die entscheidende Spur. Freuen kann sich Lindsay darüber nicht, denn gleichzeitig erschreckt sie ein weiterer Fall: Ihre beste Freundin, die Pathologin Claire Washburn, wird von einem Amokschützen an Bord einer Fähre angeschossen. Seine Erklärung: »Sie sind schuld! Sie hätten mich daran hindern müssen ...«

Autor

James Patterson, geboren 1949, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Inzwischen feiert er auch mit seiner neuen packenden Thrillerserie um Detective Lindsay Boxer und den »Women's Murder Club« internationale Bestsellererfolge. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y.

Weitere Informationen finden Sie auf:

www.blanvalet.de und www.jamespatterson.com

LISTE LIEFERBARER TITEL:

Der »Women's Murder Club«:

Der 1. Mord (36075) · Die 2. Chance (36392) · Der 3. Grad (36921) · Die 4. Frau (36756) · Die 5. Plage (37037) · Die 6. Geisel (37228) · Die 7 Sünden (Limes, geb. Ausgabe 2550)

Die Alex-Cross-Romane:

Stunde der Rache (7; 35892) · Mauer des Schweigens (8; 35988) · Vor aller Augen (9; 36167) · Und erlöse uns von dem Bösen (10; 36232) · Ave Maria (11; 36406) · Blood (12; 36855) · Dead (13; 37204)

James Patterson/Liza Marklund »Letzter Gruß« (geb. Ausgabe Limes Verlag, 2585)

JAMES PATTERSON
mit Maxine Paetro

Die 6. Geisel

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Andrea Jäger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The 6. Target« bei Little, Brown and Company,
Hachette Book Group USA, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

Der Titel ist erstmalig 2004 im Knaur Verlag erschienen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2010 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe James Patterson, 2007
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Limes Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH.
Redaktion: teXinform, Gerhard Seidl
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
unter Verwendung eines Motivs von BüroSüd°, München
Umschlagmotiv: © Getty Images / Gorilla Creative Images / Karin Smeds
MD · Herstellung: sam
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37228-7

www.blanvalet.de

Prolog

Ein Tagesausflug

1 Fred Brinkley, Killer auf Standby, flätzt auf der blau gepolsterten Sitzbank auf dem Sonnendeck der Fähre. Die Novembersonne starrt wie ein riesiges weißes Auge vom

Himmel herab, während der Katamaran sich durch die San Francisco Bay pflügt, und Fred Brinkley starrt unverwandt zurück.

Ein Schatten fällt auf ihn, und eine Kinderstimme fragt: »Mister, könnten Sie ein Foto von uns machen?«

Fred schüttelt den Kopf – *nein, nein, nein* –, und der Zorn ist wie eine Uhrfeder, die sich in ihm spannt, wie ein Draht, der sich um seinen Kopf zusammenzieht.

Er will den Jungen zerquetschen wie ein Insekt.

Fred wendet den Blick ab. In seinem Kopf ertönt das Lied: *Ay, ay, ay, ay, Sausalito lindo*. Er versucht, die Stimmen zum Schweigen zu bringen, legt die Hand auf Bucky, um sich zu beruhigen, ertastet ihn durch seine blaue Nylon-Windjacke, aber noch immer wummern die Stimmen in seinem Kopf wie ein Presslufthammer.

Du bist ein Loser. Ein Stück Scheiße.

Die Möwen schreien, kreischen wie kleine Kinder. Die Sonne brennt durch den dunstigen Himmel hindurch und macht ihn durchsichtig wie Glas. *Sie wissen, was er getan hat.*

Passagiere mit Shorts und Schirmmützen drängen sich an der Reling, schießen Fotos von Angel Island, von Alcatraz, von der Golden Gate Bridge.

Ein Segelboot fliegt vorüber, das Großsegel doppelt gerefft. Gischtspritzer sprenkeln die Reling, und Fred krümmt sich, als die Erinnerung an die böse Sache ihm durch den Kopf schießt. Er sieht den Baum schwingen. Hört das laute Krachen. *O Gott! Das Segelboot!*

Irgendjemand muss dafür bezahlen!

Er fährt zusammen, als die Maschinen der Fähre dröhnend in den Rückwärtsgang schalten und das Deck beim Einfahren ins Hafenbecken erzittert.

Fred steht auf, bahnt sich seinen Weg durch die Menge, vorbei an acht weißen Tischen, an Reihen verschrammter blauer Stühle, verfolgt von den Blicken der anderen Passagiere.

Er tritt in den offenen Bereich am Bug, sieht eine Mutter, die ihren Sohn zurechtweist, einen Jungen von neun oder zehn Jahren mit hellbraunem Haar. »Du treibst mich noch in den *Wahnsinn!*«, ruft die Frau.

Fred spürt, wie der Draht reißt. *Irgendjemand muss bezahlen.*

Seine rechte Hand gleitet in seine Jackentasche – findet Bucky.

Er legt den Finger an den Abzug.

Die Fähre stößt gegen den Anleger und kommt mit einem Ruck zum Stillstand. Die Menschen halten sich aneinander fest, lachen. An Bug und Heck werden Leinen ausgeworfen.

Freds Augen schießen zu der Frau, die immer noch ihren Sohn ausschimpft. Sie ist klein, bekleidet mit einer beigefarbenen Caprihose. Unter der zarten Haut ihrer weißen Bluse zeichnen sich die Umrisse ihrer Brüste ab, die Nippel spitz aufgerichtet.

»Was ist eigentlich in dich gefahren?«, schreit sie, um das Dröhnen der Maschinen zu übertönen. »Du geht mir tierisch auf die Nerven, Freundchen.«

Bucky, die Smith & Wesson Model 10, liegt in Freds Hand und pulsiert wie ein lebendiges Wesen.

Die Stimme dröhnt: *Töte sie. Töte sie. Sie ist außer Kontrolle!*

Bucky zielt zwischen die Brüste der Frau.

WAMM!

Fred spürt den Rückstoß der Waffe, sieht die Frau mit einem spitzen Schmerzensschrei zurückprallen, sieht den roten Fleck, der sich auf ihrer weißen Bluse ausbreitet.

Gut!

Der kleine Junge beobachtet mit großen runden Augen, wie seine Mutter auf dem Deck zusammenbricht. Das Erdbeereis fällt ihm von der Waffel und klatscht auf den Boden, und seine Hose färbt sich vorn dunkel von Urin.

Der Junge hat auch etwas Böses getan.

WAMM!

2

Blut fließt über die Planken, doch in seinem Kopf sieht Fred nur die blendend weißen Segel. Sein Blick schwenkt über das Deck.

Die Stimme in seinem Kopf brüllt: *Lauf. Verschwinde. Du hast das nicht gewollt.*

Aus dem Augenwinkel sieht Fred einen kräftigen Mann auf sich zustürmen, das Gesicht wutentbrannt, ein höllisches Blitzen in den Augen. Fred streckt den Arm aus.

WAMM!

Ein zweiter Mann, asiatische Züge, harte schwarze Augen, der Mund ein weißer Strich, will nach Bucky greifen.

WAMM!

Eine schwarze Frau steht in der Nähe, eingekeilt in der Menge. Sie dreht sich zu ihm um – runde Wangen, die Augen weit aufgerissen. Starrt ihm ins Gesicht und ... *liest seine Gedanken.*

»Okay, Junge«, sagt sie und streckt eine zitternde Hand aus, »das reicht jetzt. Gib mir die Kanone.«

Sie weiß, was er getan hat. Woher weiß sie das?

WAMM!

Ein Gefühl der Erleichterung durchströmt Fred, als die Frau, die Gedanken lesen kann, zu Boden geht. Die Menschen in dem kleinen vorderen Deckabschnitt wogen hin und her, ducken sich, weichen nach links und rechts aus.

Sie haben Angst vor ihm. Angst vor *ihm*.

Zu seinen Füßen hält die schwarze Frau ein Handy in den blutigen Händen. Ihr Atem geht rasselnd, als sie mit dem Daumen die Nummerntasten drückt. *Nein, das lässt du schön bleiben!* Fred steigt auf das Handgelenk der Frau. Dann beugt er sich tief hinunter, um ihr in die Augen zu sehen.

»Sie hätten mich *aufhalten* sollen«, stößt er mit zusammengebissenen Zähnen hervor. »Das war Ihr *Job*.« Bucky's Mündung bohrt sich in ihre Schläfe.

»Nicht!«, bettelt sie. »*Bitte nicht!*«

Jemand schreit: »*Mom!*«

Ein schlanker schwarzer Junge, vielleicht siebzehn oder achtzehn, kommt mit einem Stück Rohr über der Schulter auf ihn zu. Er hält es wie einen Schläger.

Fred drückt den Abzug, und im gleichen Moment geht ein Ruck durch das Schiff – WAMM!

Der Schuss geht daneben. Das Metallrohr fällt zu Boden und kullert übers Deck. Der Junge rennt auf die Frau zu, wirft sich auf sie. *Um sie zu schützen?*

Die Passagiere verkriechen sich unter den Bänken, und ihre Schreie sind wie lodernde Flammen, die ihn umzingeln.

Zum Lärm der Maschinen gesellt sich nun das metallische Rasseln der Gangway, die herangefahren wird. Bucky hält die Menge weiter in Schach, während Fred einen Blick über die Reling wirft.

Er schätzt die Entfernung ab.

Der Unterbau der Gangway ist etwas mehr als einen Meter unterhalb des Decks, und von dort ist es ein ziemlich weiter Satz bis auf den Kai.

Fred steckt Bucky ein und legt beide Hände auf die Reling. Er hechtet drüber und landet flach auf den Sohlen seiner Nikes. Eine Wolke schiebt sich vor die Sonne, hüllt ihn ein und macht ihn unsichtbar.

Beeil dich, Seemann. Los.

Und er tut es – wagt den Sprung auf den Kai und rennt los in Richtung Farmer's Market, wo er in der Menschenmenge auf dem Parkplatz untertaucht.

Dann schlendert er langsam, geradezu gemütlich weiter, den halben Block bis zum Embarcadero.

Er summt vor sich hin, als er die Stufen zur BART-Station hinuntertrabt, und er summt immer noch, als er in den Zug steigt, der ihn nach Hause bringt.

Du hast es geschafft, Seemann.

Erster Teil

Kennen Sie
diesen Mann?

3 Ich hatte keinen Dienst an diesem Samstagmorgen Anfang November, und ich war nur deshalb zum Tatort eines Mordes gerufen worden, weil man *meine Visitenkarte*

in der Tasche des Opfers gefunden hatte.

Da stand ich nun im abgedunkelten Wohnzimmer eines Zweifamilienhauses und blickte auf einen erbärmlichen kleinen Mistkerl mit Bierbauch namens Jose Alonzo hinunter. Mit nacktem Oberkörper hockte er zusammengesunken auf einer durchgesessenen Couch von unbestimmter Farbe, die Hände in Handschellen hinter dem Rücken. Er ließ den Kopf hängen, und Tränen rannen ihm übers Kinn.

Ich hatte kein Mitleid mit ihm.

»Ist er schon über seine Rechte belehrt worden?«, fragte ich Inspector Warren Jacobi, meinen früheren Partner, der mir jetzt unterstellt war. Jacobi war vor Kurzem einundfünfzig geworden und hatte in seinen fünfundzwanzig Dienstjahren mehr Mordopfer gesehen, als zehn Cops in ihrem ganzen Leben zu Gesicht bekommen dürften.

»Ja, das hab ich übernommen, Lieutenant. Bevor er gestanden hat.« Jacobis Fäuste zuckten an seiner Seite. Ein Ausdruck des Abscheus glitt über sein zerklüftetes Gesicht.

»Haben Sie Ihre Rechte verstanden?«, fragte ich Alonzo.

Er nickte und begann wieder zu schluchzen. »Ich hätt's nicht tun sollen, aber sie hat mich so *rasend* gemacht!«

Ein kleines Mädchen mit einer schmutzigen weißen Schleife im Haar und einer Windel, die ihr bis zu den speckigen Knien herabhing, klammerte sich an das Bein ihres Vaters. Sie heulte, dass es mir fast das Herz zerriss.

»Was hat Rosa denn getan, dass sie Sie so *rasend* gemacht hat?«, fragte ich Alonzo. »Das würde mich wirklich interessieren.«

Rosa Alonzo lag am Boden, das hübsche Gesicht zur Wand mit der abblätternden karamellbraunen Farbe gedreht, eine klaffende Wunde im Schädel von dem Bügeleisen, mit dem ihr Mann sie zuerst niedergeschlagen und anschließend getötet hatte.

Das Bügelbrett war über ihr zusammengebrochen wie ein totes Pferd, und in der Luft hing ein Geruch nach verbrannter Sprühstärke.

Als ich Rosa das letzte Mal gesehen hatte, hatte sie mir erzählt, sie könne ihren Mann nicht verlassen, weil er gedroht habe, er würde sie aufspüren und umbringen.

Ich wünschte mir so sehr, sie hätte das Kind geschnappt und sich davongemacht.

Inspector Richard Conklin, Jacobis Partner, das neueste und jüngste Mitglied meines Teams, ging in die Küche. Ich sah, wie Rich für einen alten orange gestreiften Kater, der auf dem roten Resopaltisch hockte, Katzenfutter in eine Schüssel schüttete. *Interessant.*

»Er wird vielleicht sehr lange allein hier sein«, warf mir Conklin über die Schulter zu.

»Rufen Sie das Tierheim an.«

»Die haben angeblich keine Zeit, Lieutenant.« Conklin drehte den Hahn auf und füllte eine Schüssel mit Wasser.

Alonzo meldete sich zu Wort: »Wissen Sie, was sie gesagt hat, Officer? Sie hat gesagt: ›Besorg dir 'nen Job.‹ Da bin ich einfach *ausgerastet*, verstehen Sie?«

Ich starrte ihn an, bis er sich von mir abwandte und seiner toten Frau zurief: »Das hab ich nicht gewollt, Rosa. *Bitte. Gib mir noch eine Chance!*«

Jacobi packte den Mann am Arm, zog ihn hoch und sagte: »Na klar, sie verzeiht dir, Mann. Komm, wir fahren ein Stück.«

Die Kleine fing gerade wieder an zu heulen, als Patty Whelk von der Fürsorge durch die offene Wohnungstür hereinkam.

»Hey, Lindsay«, begrüßte sie mich und umkurvte das Opfer. »Wer ist denn die kleine Prinzessin?«

»Anita Alonzo«, antwortete ich traurig. »Anita, darf ich vorstellen: das System.«

Patty und ich wechselten hilflose Blicke, während sie das Mädchen nahm und auf ihrer Hüfte absetzte. Dann ging Patty ins Schlafzimmer, um nach einer sauberen Windel zu suchen. Während Conklin in der Wohnung blieb, um auf die Rechtsmedizin zu warten, folgte ich Jacobi und Alonzo hinaus auf die Straße.

»Bis dann«, sagte ich zu Jacobi und stieg in meinen drei Jahre alten Explorer, der neben einer Batterie von Müllsäcken am Straßenrand parkte. Ich hatte gerade den Schlüssel umgedreht, als das Handy an meinem Gürtel klingelte. *Es ist Samstag. Lasst mich gefälligst in Frieden.*

Beim zweiten Läuten nahm ich den Anruf an.

Es war mein Boss, Anthony Tracchio. Ich registrierte eine ungewohnte Anspannung in seiner Stimme. Er musste fast schreien, um das Sirenengeheul im Hintergrund zu übertönen.

»Boxer«, sagte er, »es hat eine Schießerei auf einer der Fähren gegeben. Die *Del Norte*. Drei Tote und ein paar Verletzte. Ich brauche Sie hier. *Pronto.*«

4

Ich hatte ein verdammt ungutes Gefühl, als ich mir vorzustellen versuchte, was in aller Welt den Chief *an einem Samstag* aus seinem gemütlichen Heim in Oak-

land hervorgezerrt haben könnte. Das ungute Gefühl verstärkte sich schlagartig, als ich ein halbes Dutzend schwarz-weiße Einsatzwagen am Eingang zum Pier parken sah. Zwei weitere Streifenwagen standen auf dem Gehsteig zu beiden Seiten des Fährgebäudes.

Ein Streifenpolizist rief mir zu: »Hier entlang, Lieu!«, und wies mir den Weg über die südliche Zufahrt zu den Kais.

Ich fuhr vorbei an Streifenwagen, Ambulanzen und Löschfahrzeugen, parkte vor dem Terminal und stieg aus. Es war dunstig und um die sechzehn Grad kühl. Eine steife Brise von schätzungsweise zwanzig Knoten sorgte für heftigen Wellengang draußen in der Bucht und schaukelte die *Del Norte* an ihrer Anlegestelle tüchtig durch.

Der Polizeieinsatz sorgte für einige Aufregung, und rund tausend Menschen wuselten zwischen dem Fährgebäude und dem Farmer's Market umher, schossen Fotos und fragten die Cops, was passiert sei. Es war, als witterten sie das Pulver und das Blut in der Luft.

Ich schlüpfte unter dem Absperrband hindurch, mit dem der Kai gesichert war, nickte den Polizisten zu, die ich kannte, und blickte auf, als ich Tracchio meinen Namen rufen hörte.

Der Chief stand an der Bugpforte der *Del Norte*. Er trug einen Lederblazer und eine bequeme Freizeithose und hatte die spärlichen Haare wie üblich mit Gel quer über seine Glatze gekämmt. Er winkte mich an Bord. *Danke für die Einladung.*

Ich ging auf ihn zu, doch ich hatte kaum fünf Schritte über die Gangway getan, da musste ich zwei Sanitätern Platz machen, die mir mit einer rumpelnden Rolltrage entgegenkamen.

Mein Blick fiel auf das Opfer, eine kräftige afroamerikanische Frau, deren Gesicht fast ganz von einer Sauerstoffmaske verdeckt war. An ihrem Arm war ein Infusionsschlauch befestigt, und das Tuch, das ihren Rumpf fest umhüllte, war blutgetränkt.

Ich fühlte einen Stich in der Brust. Mein Herz wusste sofort Bescheid – eine volle Sekunde, bevor mein Verstand es registrierte.

Das Opfer war Claire Washburn!

Meine beste Freundin war auf der Fähre angeschossen worden!

Ich packte die Rolltrage und bremste sie, worauf der mesingblonde Sanitäter am hinteren Ende mich anblaffte: »Aus dem Weg, Lady!«

»Ich bin *Polizistin!*«, erklärte ich ihm und schlug meine Jacke zurück, um ihm meine Dienstmarke zu zeigen.

»Und wenn Sie der liebe *Gott* sind, das ist mir egal!«, konterte der Blonde. »Wir müssen sie in die Notaufnahme bringen.«

Ich stand da mit offenem Mund, und der Herzschlag hämmerte in meinen Ohren.

»*Claire!*«, rief ich, und ging mit schnellen Schritten neben der Trage her, als sie die Gangway hinunter und auf den Asphalt holperte. »*Claire, ich bin's, Lindsay!* Kannst du mich hören?«

Keine Antwort.

»Wie ist ihr Zustand?«, fragte ich den Sanitäter.

»Begreifen Sie denn nicht? Wir müssen sie ins *Krankenhaus* schaffen!«

»*Antworten Sie mir, verdammt noch mal!*«

»Herrgott, ich weiß es doch auch nicht!«

Hilflos stand ich da, während die Sanitäter die Hecktüren des Rettungswagens aufrissen.

Mehr als zehn Minuten waren vergangen, seit ich Tracchios Anruf erhalten hatte. Die ganze Zeit hatte Claire auf dem

Deck der Fähre gelegen und Blut verloren, hatte mit einem Einschussloch in der Brust zu atmen versucht.

Ich fasste ihre Hand, und sofort füllten sich meine Augen mit Tränen.

Meine Freundin wandte mir das Gesicht zu, und ihre Lider flatterten, als sie die Augen zu öffnen versuchte.

»Linds«, hauchte sie. Ich schob ihre Maske zur Seite. »Wo ist Willie?«, fragte sie mich.

Da fiel es mir wieder ein – Willie, Claires jüngster Sohn, hatte einen Wochenendjob bei der Fährgesellschaft. Wahrscheinlich war Claire deswegen an Bord der *Del Norte* gewesen.

»Wir sind getrennt worden«, keuchte Claire. »Ich glaube, er hat den Amokläufer verfolgt.«

5 Claires Augen rollten nach oben weg; sie konnte mich nicht mehr hören. Die Beine der Trage knickten ein, und ich konnte nur hilflos zusehen, wie die Sanitäter sie in

den Rettungswagen schoben.

Die Türen knallten zu, dann setzte das ohrenbetäubende Geheul der Sirene ein, und der Rettungswagen mit meiner liebsten Freundin auf dem Weg zum San Francisco General verschwand im Verkehrsgewühl.

Die Zeit arbeitete gegen uns.

Der Schütze war geflohen, und Willie hatte ihn verfolgt.

Tracchio legte mir die Hand auf die Schulter. »Wir haben schon die ersten Beschreibungen des Täters, Boxer ...«

»Ich muss Claires Sohn finden«, sagte ich.

Ich riss mich von Tracchio los und lief in Richtung Farmer's Market. Während ich mich durch die zähfließende Menschenmenge schob, suchte ich die Gesichter ab. Es war, als ob man sich einen Weg durch eine Rinderherde bahnte.

Ich schaute in jeden verdammten Obst- und Gemüsestand, suchte zwischen den Ständen und durchstreifte die Budenstraßen auf der verzweifelten Suche nach Willie – doch es war Willie, der *mich* fand.

Er schob sich durch das Gedränge auf mich zu und rief meinen Namen. »Lindsay! Lindsay!«

Sein T-Shirt war vorn ganz nass von Blut. Er rang nach Luft, und seine Züge waren starr vor Panik.

»Willie – wo bist du verletzt?«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mein Blut. Meine Mom wurde *angeschossen!*«

Ich zog ihn an mich, drückte ihn an die Brust und spürte, wie ein Teil meiner schrecklichen Angst von mir abfiel. Wenigstens war Willie unverletzt.

»Sie ist auf dem Weg ins Krankenhaus«, sagte ich, und ich hätte liebend gerne hinzugefügt: *Sie wird wieder gesund.* »Du hast den Schützen gesehen? Wie sieht er aus?«

»Es ist ein dünner weißer Mann«, erklärte Willie, während wir uns durch die Menschenmenge schoben. »Hat 'nen Bart und lange braune Haare. Aber er hat die ganze Zeit nach unten geschaut, Lindsay. *Ich hab seine Augen gar nicht gesehen.*«

»Wie alt ist er?«

»Na ja, vielleicht ein paar Jahre jünger als du.«

»Anfang dreißig?«

»In etwa. Und er ist größer als ich, vielleicht eins fünfundachtzig. Er trägt eine Cargohose und eine blaue Windjacke. Lindsay, ich hab gehört, wie er zu meiner Mom gesagt hat, *sie* hätte den Amoklauf verhindern müssen. Das wäre ihr Job gewesen. Was soll *das* denn heißen?«

Claire ist die Leiterin der Rechtsmedizin von San Francisco. Sie ist Ärztin, keine Polizistin.

»Denkst du, dass es eine persönliche Geschichte war? Dass er es speziell auf deine Mom abgesehen hatte? Dass er sie kannte?«

Willie schüttelte den Kopf. »Ich hab gerade geholfen, das Schiff festzumachen, als ich die Schreie hörte«, erzählte er. »Er hat zuerst auf ein paar andere Leute geschossen. Meine Mom war die Letzte. Er hat ihr eine Pistole direkt an den Kopf gehalten. Ich hab mir ein Eisenrohr geschnappt. Das wollte ich ihm über den Schädel ziehen, aber da hat er auf mich geschossen. Dann ist er über Bord gesprungen. Ich bin ihm nach – aber ich hab ihn verloren.«

Da begriff ich es erst richtig, was Willie *getan* hatte. Ich packte ihn an den Schultern, und ich wurde richtig laut. »Und was wäre gewesen, wenn du ihn eingeholt hättest? Hast du mal darüber nachgedacht, Willie? Dieser ›dünne weiße Mann‹ war *bewaffnet*. Er hätte dich *umgebracht*.«

Tränen schossen aus Willies Augen und liefen über sein lie-

bes, junges Gesicht. Ich ließ seine Schultern los und schloss ihn in die Arme.

»Aber du warst sehr tapfer, Willie«, sagte ich. »Das war sehr tapfer von dir, dich einem Killer entgegenzustellen, um deine Mom zu schützen. Ich glaube, du hast ihr das Leben gerettet.«